

Marcel Proust war ein ziemlich lausiger Lyriker

Erstmals sind Prousts Gedichte auf Deutsch erschienen. Der Bildteil dieser Ausgabe entschädigt für das zweifelhafte Vergnügen

KARL-HEINZ OTT

In seinen frühen Jahren veröffentlicht Proust feinsinnige Betrachtungen über Liebesschmerz und Landpartien, Eifersucht und melancholische Melodien, Vergänglichkeit und Dichterträume. Ihr schwermütig angehauchter, zuweilen auch altkluger Ton erweckt den Eindruck, als habe den jungen Schriftsteller die Last des Lebens bereits niedergedrückt. Seine Sprache wirkt ein wenig parfümiert und ist nicht frei von jenem Snobismus, dessen Hohlheit sie brandmarkt.

Proust stellt seinen Texten Verse von Baudelaire voran, die an die Vergänglichkeit des Fleisches und das Unwiederbringliche allen Lebens erinnern. Überhaupt spielt Baudelaire für Proust eine kaum zu überschätzende Rolle, schliesslich widmet er ihm ganze Aufsätze und rühmt ihn als einen Dichter, der betörende Analogien zwischen weit entfernten Dingen herstellt.

Auch Proust entfaltet einen überbordenden Kosmos aus Ähnlichkeiten und Korrespondenzen, allerdings nicht in Versform wie Baudelaire, sondern in endlosen epischen Erinnerungsströmen. Er wählt nicht den Weg der Lyrik, sondern den der Prosa, einer Gattung also, die Paul Valéry wegen ihrer Geschwätzigkeit für künstlerisch wertlos hält. Hätte sich Proust für die Poesie entschieden, würde heute niemand seinen Namen kennen.

Dabei hat er sich durchaus an Gedichten versucht, die Baudelairesche Motive aufnehmen und über die zerstörerische Kraft der alles zernagenden Zeit klagen. Eines von ihnen lässt auch an Baudelaires berühmten Albatros denken, der nur in den Lüften schön anzusehen ist, am Boden aber plump daherhumpelt und von allen verlacht wird.

Alberne Etüden

Auf Deutsch liegen nun über hundert Gedichte vor. Obwohl sie schon vor mehreren Jahrzehnten in Frankreich erschienen sind und Luzius Keller auch ein paar in seine Frankfurter Ausgabe aufgenommen hat, kennen selbst eingeschworene Proust-Leser sie häufig nicht. Dafür gibt es gute Gründe. In der «Recherche» bekennt der Erzähler, er habe Dichter werden wollen, sich auf der Suche nach tiefsinnigen Themen jedoch einer Art Leere gegenübergesehen und das Gefühl gewonnen, kein Talent zu haben. Zwar dürfen wir Proust nicht mit seiner Erzählerfigur gleichsetzen, dass die beiden aber Ähnlichkeiten aufweisen, ist schwer zu bestreiten.



Marcel Prousts Haushälterin Céleste Albaret, die ihm auf dem Totenbett die Augen geschlossen hat. Das Bild ist aus dem besprochenen Band.

JEAN-CLAUDE FOURNEAU

Sieht man von einer Handvoll Gedichte ab, die metaphysische Abgründe beschwören, ist in diesen überwiegend albernsten Etüden wenig von Baudelaires Einfluss zu spüren. Bei den meisten handelt es sich um frivole Liebespost, die in Versform daherkommt, oder um Kaffeehaus-, Cabaret- und Salon-Poesie. Es sind Gelegenheitsgedichte, die Freund-

schaften besingen oder über Gott und die Welt spotten.

Einige hat Proust für die Schülerzeitschrift verfasst, andere waren nie für eine Veröffentlichung gedacht, wie etwa ein Sonett mit dem Titel «Päderastie», das Proust seinem Klassenkameraden Daniel Halévy widmet, den er auffordert, auf keine Spiessermoral mehr Rücksicht zu

nehmen und sich mit dem nächstbesten «warmen Knaben» in Wollust zu suhlen. Hin und wieder bittet Proust seine Adressaten sogar, die Verse nach der Lektüre zu verbrennen, was offensichtlich nicht immer befolgt wird.

Zwar begegnen wir bereits Themen, die in der «Recherche» wiederkehren – «blühende junge Mädchen», Eifersucht und Musik –, allerdings in einem Ton, der gern am Nonsens vorbeischrämmt und vor keiner Infantilität zurückschreckt. Ist von Mozart, Gluck, Chopin und Schumann die Rede, tendiert das Vokabular zum Seidigen und vermengt eine angestaubte Phraseologie («Tempel Amors») mit präntiöser Metaphorik («frostige Gärten», «Frische von Sorbets»). Geht es

Prousts Gedichte atmen den Geist der Belle Epoque, die ein letztes Mal mit aristokratischer Pracht auftrumpft und Paris in einen Amüsierbetrieb verwandelt.

um Musik, sind auch Seufzer, Tränen, Schluchzer, Jasmindüfte und Küsse nie fern. Ebenso wird ein fast allgegenwärtiges amouröses Flirren mit symbolistischen Bildern überhöht: Flieder, Rosen, Perlen und Marmor gehören dann ebenso zum obligaten Dekor wie goldene Monde und leere Himmel.

Die meisten Liebesbotschaften richten sich an den Komponisten Reynaldo Hahn, der zeitlebens zu Prousts intimen Freunden zählt. Seine Musik, die sich zwischen klassischem Lied, Chanson und Operette bewegt, besitzt jene süssliche Eleganz, zu der auch noch die Sprache der «Recherche» neigt, wenn die Gedanken etwa um die «kleine Melodie» kreisen, von der sich Swann in wehmütige Tagträume wiegen lässt.

In seinen lyrischen Ergüssen begegnen wir einem Proust, der vor keiner Seichtigkeit zurückscheut und seiner juvenilen Phantasie freien Lauf lässt. Unter den vielen läppischen Gedichten stechen wenige heraus, die den Leser berühren wie die beiden kleinen Elogen aufs niederländische Dordrecht. Auch sie sind nicht frei von Ironie, evozieren je-

doch ländliche Bilder, die einen alltäglichen Frieden verströmen. Meist aber schaut aus diesen Versen ein Pennäler heraus, der den Auftritt fürs Vaudeville probt.

Der Übersetzer Bernd-Jürgen Fischer bemüht sich bei der deutschen Wiedergabe erst gar nicht um metrische Korrektheit und versucht auch nicht, entsprechende Reime zu finden. Er gibt lediglich den Inhalt wieder, was die Lektüre keineswegs erhebender macht, angesichts des Originals aber nachvollziehbar ist. Thematisch weist schon manches auf spätere Werk voraus, stilistisch liegen Welten zwischen diesen Etüden und der «Suche nach der verlorenen Zeit».

Geist der Belle Epoque

Dennoch möchte man die prächtige deutsche Ausgabe nicht missen. Sie lohnt allein wegen der biografischen Ausführungen, die der Herausgeber und Übersetzer zwischen die Gedichte streut, und wegen des ausführlichen Kommentarteils. Am schönsten ist der Bildteil mit seinen fast siebzig Fotografien, Karikaturen und Gemälden, die mit dem 1957 angefertigten Porträt von Prousts Haushälterin Céleste Albaret bis in die jüngere Vergangenheit reichen. Mit ihrem versteckten Lächeln, ihrem ein wenig reservierten Blick und den kräftigen Armen und Händen, die ihre ländliche Herkunft verraten, meint man noch etwas von der jungen Frau zu erkennen, die Proust während seiner mönchischen Arbeit an der «Recherche» so nah wie sonst niemand war und ihm am Totenbett die Augen schloss.

Schaut man sich dieses Gemälde an, überkommt einen das Gefühl, dass das alles erst kurze Zeit her ist. Was sich von Prousts Gedichten schwer sagen lässt. Sie atmen den Geist der Belle Epoque, die ein letztes Mal mit aristokratischer Pracht auftrumpft und Paris in einen Amüsierbetrieb verwandelt, bevor der Erste Weltkrieg für eine jähe Zäsur sorgt. In den frivolen Versen des jungen Proust spiegelt sich die provokative Lockerheit einer Gesellschaft wider, deren Dandys und Snobs das Leben als Spiel nehmen.

Marcel Proust: Les Poèmes / Die Gedichte. Herausgegeben und übersetzt von Bernd-Jürgen Fischer. Reclam-Verlag, Ditzingen 2018. 422 S., Abb., Fr. 63.90.

Der Schriftsteller **Karl-Heinz Ott** lebt in der Nähe von Freiburg im Breisgau. Im August erscheint sein neuer Roman «Und jeden Morgen das Meer» (Hanser).

«Bis zur allerletzten Zeile stark schreiben»

Im Dichten war sie so radikal wie im Leben und in der Liebe – Marina Zwetajewas atemberaubende Prosa in zwei neuen Editionen

ULRICH M. SCHMID

Joseph Brodsky hat Marina Zwetajewa (1892–1941) einmal bescheinigt, sie schlage in ihren Texten immer den «höchsten Ton» an. In der Tat: Bei Zwetajewa gibt es kein belangloses Parlando, kein überflüssiges Wort, keine Oberflächlichkeit. Immer behielt sie das Wesentliche im Auge – und das war stets ein anderer Mensch, den sie mit ihrer sprachmächtigen Liebe umgarnte.

Unbehauste Existenz

Sie liebte den Grossvater, die Mutter, den Ehemann, den Geliebten, die Freundin, die Tochter, den Sohn. Sie heiratete als 19-Jährige einen Bohémien, sie schenkte ihr Herz einer Revolutionärin, sie liess sich auf eine Affäre mit einem mutmasslichen Kreml-Agenten ein. In einem Schreibheft benannte sie ihr Liebesdilemma mit äusserster Präzision: «Einzig Frauen zu lieben ist (für eine Frau) ebenso unheimlich wie (für einen Mann) nur Männer zu lieben – unter bewusstem Ausschluss des Gegenübers! Und einzig Frauen (für den Mann) oder

Männer (für die Frau) zu lieben unter bewusstem Ausschluss des anormal Vertrauten – wie langweilig! Und alles zusammen – wie armselig.» Und noch viel kürzer hielt sie fest: «Ich hab immer nur einen aufs Mal geliebt, alle anderen waren mir – scheissegal.»

Ihr Leben schien ihr nur in der Liebe möglich zu sein, die alle möglichen Formen annehmen konnte und musste. «Halsbrecherisch» war ihre Liebe zu Boris Pasternak, «brüderlich» die Liebe zu Rainer Maria Rilke, «schwarz» die Liebe zu Alexander Puschkin. Nur «ewig» konnte die Liebe nicht sein.

Marina Zwetajewa mochte sich nicht in einem bürgerlichen Glück bequem einrichten. Im Gegenteil: Die sorgfältig erzogene Tochter eines Moskauer Professors für Kunstgeschichte führte in ihrem kurzen Erwachsenenleben eine unbehauste Existenz. Ihr fragiles Naturell geriet früh in das Chaos von Weltkrieg und Revolution. Während des Bürgerkriegs führte sie ein Tagebuch, in dem sie penibel die Preise für Mehl, Kartoffeln und Zwiebeln auflistete und mit ihrem kärglichen Einkommen verglich. Hunger war alltäg-

lich. Gleichwohl verlor Marina Zwetajewa nie ihren Sinn für treffende Wortbilder: «Bei uns zu Hause ist Essen immer – ein Komet!» Auch mit der neuen sowjetischen Bürokratie kam sie nicht zurecht.

Ganz den Büchern ergeben

Als ihr eine Arbeit auf dem Commissariat für Nationalitätenfragen zugeteilt wurde, war sie hoffnungslos überfordert: «Ich habe es versucht, mit aller Kraft – es geht nicht. Ich verstehe es nicht. Ich verstehe nicht, was sie da von mir verlangen: Stellen Sie zusammen, vergleichen Sie, sortieren Sie aus ...»

Das Leben verlangte Zwetajewa alles ab: «Die Kinder und das Schlangestehen und das Mehl-Organisieren, wobei ich fast draufgegangen wäre, und der Dienst im Commissariat und das Holzhacken und das Heizen und die drei Theaterstücke – und ich beginne gerade das vierte – und so viele Gedichte – und so gute». Das Bewusstsein ihrer eigenen literarischen Begabung verliess sie nie. Noch kurz vor ihrem Tod notierte sie: «Ich weiss, dass ich bis zur allerletzten

Zeile *stark* schreiben werde, dass ich niemals schwache Verse liefern werde.»

Zwetajewa führte eine durch und durch literarische Existenz. Ihre Lektüreerlebnisse wiesen für sie denselben Wirklichkeitsgehalt auf wie biografische Ereignisse. Die Romane von Victor Hugo, Charles Dickens und Heinrich Heine waren für sie nicht einfach Klassiker der Weltliteratur, sondern prägende Erfahrungswelten. Sie gab sich ganz den Phantasiegebilden der Bücher hin und lebte ihr Leben nach literarischen Mustern.

Bleibender Massstab

Damit steigerte sie die Emotionalität ihrer Weltwahrnehmung maximal, musste aber auch einen hohen Preis bezahlen. In ihren letzten Aufzeichnungen vor dem Selbstmord wünschte sie sich nur einen Schreibtisch, der ihr gehört. Alles flösste ihr Angst ein – das Leben, das Sterben, sie selbst. Sie wünschte sich, nach ihrem eigenen Mass zu lieben: «das heisst ohne Mass». Im Abschiedsbrief an ihren Sohn stellte sie erschrocken fest, dass sie «in eine Sackgasse» geraten war.

Marina Zwetajewas Werk gehört zweifellos zum innersten Kanon der modernen russischen Literatur. Mit ihrer schieren Sprachgewalt hat sie in Prosa und Poesie ästhetische Massstäbe gesetzt, die bis heute gelten. Zwei neue Ausgaben erlauben einen Blick in ihre Schreibwerkstatt. Felix Philipp Ingold legt eine exquisit übersetzte Ausgabe von Zwetajewas Schreibheften vor. Ilma Rakusa veröffentlicht den hervorragend kommentierten ersten Band einer geplanten Werkausgabe mit Zwetajewas Tagebucheinträgen und autobiografischer Prosa. In beiden Bänden ist es nun möglich, die Verwandlung eines beeindruckenden Lebens in atemberaubende Literatur zu beobachten.

Marina Zwetajewa: Unsere Zeit ist die Kürze. Unveröffentlichte Schreibhefte. Herausgegeben und aus dem Russischen und Französischen übersetzt von Felix Philipp Ingold. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2017. 320 S., Fr. 41.90.

Marina Zwetajewa: «Ich schicke meinen Schatten voraus». Tagebuchprosa und autobiografische Erzählungen. Herausgegeben von Ilma Rakusa. Gesammelte Werke, Band 1. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2018. 730 S., Fr. 59.90.